

Die Gründung der Universität Berlin und Johannes von Müllers unfreiwilliger Rücktritt aus dem Dienste Preussens

Autor(en): **Schib, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **13 (1963)**

Heft 2

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-80522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GRÜNDUNG DER UNIVERSITÄT BERLIN UND JOHANNES VON MÜLLERS UNFREIWILLIGER RÜCKTRITT AUS DEM DIENSTE PREUSSENS

Von KARL SCHIB

Ende Juli 1804 trat Johannes von Müller, der Geschichtsschreiber der Schweiz, in preußische Dienste. Als «Hofhistoriograph des Hauses Brandenburg mit geheimem Ratscharakter» bezeichnete ihn das Anstellungspatent. Der Hof erwartete von ihm mehr als Geschichtschreibung. Nach der Meinung König Friedrich Wilhelms III. sollte sich Müllers Tätigkeit ganz allgemein auf die «Beförderung des Flors der Wissenschaften» richten. Dazu sollte er für Preußen das werden, was er bisher für die Eidgenossenschaft war, ein Erneuerer und Schöpfer echter Staatsgesinnung.

Es gehörte zu den Überraschungen von Müllers Berliner Tätigkeit, daß er als Publizist bald in den Dienst der politischen Opposition trat, die sich angesichts der steigenden Übermacht Napoleons das Zusammengehen mit Österreich und den Bruch mit der seit dem Frieden von Basel herrschenden Neutralitätspolitik zum Ziele setzte. Müllers publizistische Tätigkeit gipfelte in einem Gutachten, das er im September 1806 im Auftrage des Freiherrn vom Stein verfaßte und in dem die Entlassung der für die katastrophale Neutralitätspolitik verantwortlichen Kabinettsräte gefordert wurde. Selbst wenn der König dieses Gutachten weniger ungnädig aufgenommen hätte, wäre eine Änderung des politischen Kurses nicht mehr möglich gewesen. Es handelte sich im September 1806 nicht mehr darum, Neutralität und Krieg gegeneinander abzuwägen; der Ausbruch des Krieges stand unmittelbar bevor. Seit der Nie-

derlage Österreichs in der Schlacht von Austerlitz, die Preußen durch sein Abseitsstehen mitverschuldet hatte, zweifelte Müller an der Zukunft des preußischen Staates. In einem Schreiben an seinen Freund Hammer gab er seiner Enttäuschung über Preußen rückhaltlos Ausdruck: «Ce pays naguère si beau, si heureux est abandonné aux extorsions de Bonaparte, qui ne ménage pas les propres créatures. . .¹.»

Wenn der Glaube Müllers an den preußischen Staat gebrochen war, so blieb doch seine Sympathie für das Heer aufrecht. Um so niederschmetternder war für ihn die Niederlage von Jena. In einem Brief an seinen Bruder faßte er seinen Eindruck in der Formel zusammen, was Friedrich der Große «sieben Jahre gegen Europa behauptet, ist in sieben Stunden verlohren worden²». — «Gewaltig hat es mich ergriffen: kaum daß die Beine mich trugen, kaum daß ich eine Zeile zu schreiben vermochte.» Regierung und Hof flohen nach Ostpreußen; Müller blieb in Berlin, wie ihm sein Bruder schon vor der Katastrophe geraten hatte. Zu fliehen, ohne Mitnahme seiner Bücher, zog er gar nicht in Betracht. Mit dem Blick des Universalhistorikers stellte er fest, daß «nun das Alte offenbar vergangen, die Welt hingegeben» und eine lange Geschichtsperiode abgeschlossen sei. «Sollte ich wegen der vorigen Dinge ums Leben kommen» — Müller blickte auf seine jahrelange Polemik gegen Napoleon zurück — «so verliere ich dadurch nicht viel.» Seinen Geisteszustand nach der Katastrophe von Jena schilderte er am 21. Oktober mit den Worten: «So habe ich denn jetzt keinen Plan, sondern wandle umher, Tag für Tag, wartend, was kommen wird³.»

Einzelne Zeitgenossen und spätere Geschichtsschreiber haben Müller wegen seines Abschwenkens zu Napoleon schwere Vorwürfe gemacht. Müllers Kritiker haben meist übersehen, daß die Ent-

¹ Stadtbibliothek Schaffhausen, Mülleriana 194 (zit. Müll.); der Brief ist zum Teil gedruckt in JOHANNES VON MÜLLER, *Sämmtliche Werke*, herausgegeben von Johann Georg Müller, 1810ff. (zit. SW), XVII, S. 389ff.; die politisch interessantesten Stellen blieben ungedruckt.

² EDUARD HAUG, *Der Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Joh. v. Müller II*, S. 95 (zit. HAUG). SW VII, S. 236ff.

³ SW VII, S. 238.

täuschung über die preußische Politik vorausging. Unter dem Eindruck des völligen Versagens des preußischen Staates ließ Müller seine bisherigen politischen Grundsätze fallen. Nach dem Zusammenbruch Preußens bei Jena stellte er fest: «Dieu a donné le monde à Napoléon: il faut s'y soumettre.» Müllers Bruder Johann Georg hatte schon längst in Briefen aus der Schweiz geschildert, wie erträglich die Verhältnisse unter der von Napoleon gegebenen Mediationsverfassung sich entwickelten. Preußen konnte nichts anderes übrig bleiben als sich ins Unabänderliche zu schicken. Dann ergab sich für Müller auch die Möglichkeit, unter Anerkennung der neuen politischen Lage Preußen weiterhin zu dienen.

Nachdem Napoleon Müller eine Audienz gewährt hatte, machte dieser kein Hehl daraus, wie tief ihn die Persönlichkeit des Kaisers beeindruckte. Seine Gegner holten zu neuen Angriffen aus. Alexander von Humboldt, Müllers Freund, apostrophierte dessen Kritiker mit der sarkastischen Bemerkung: «Ces gens ont déjà oublié qu'on les a battus il y a un mois et qu'ils sont les mêmes et le seront toujours» — die Anspielung bezieht sich auf die Schlacht bei Jena. Müllers Rede über Friedrich den Großen vom 29. Januar 1807 und seine Äußerungen über den Rheinbund waren für seine Gegner zusätzliche Belege für seinen «Verrat». In den Augen Goethes steckte hinter den Angriffen gegen Müller einfach der Parteigeist. Tröstend schrieb er ihm: «Es kommt die Zeit, wo der Parteigeist die Welt auf eine andere Weise spaltet und uns in Ruhe läßt.»

Trotz dem Einsatz treuer Freunde befand sich Müller im besetzten Berlin in schwieriger Lage. Zwar bezahlte ihm die Besatzungsbehörde sein Gehalt; aber die fernere Zukunft war doch voll Unsicherheit. Konnte er im Dienste des preußischen Staates bleiben, über dessen Schicksal noch nicht endgültig entschieden war, oder mußte er eine neue Anstellung suchen? Hamburg, Weimar, Tübingen, Paris tauchten als Möglichkeiten auf, und doch konnte sich Müller nicht dazu entschließen, aus dem preußischen Dienste auszutreten. Diese Tatsache zeigt allein schon, daß er guten Glaubens war, wenn er die Vorwürfe, sich des Verrates und des Abfalls vom preußischen Staat schuldig gemacht zu haben, leidenschaftlich zurückwies.

Im Briefwechsel mit Perthes kam er im März 1807 noch einmal auf diesen Kummer zurück. Perthes hatte Müllers Verbleiben in Berlin durchaus begrüßt und auch die Annahme einer Stelle im französischen Reich als den Zeitumständen entsprechend gehalten; aber er erlaubte sich doch, seinem Bedauern über Müllers Abwendung von der deutschen Sache Ausdruck zu geben. Menschen, die Müller liebten und ehrten, trauerten und weinten jetzt «am Grabe Johannes Müllers», schrieb Perthes am 10. März 1807. «Glauben Sie mir», fuhr er fort, «unter den Kümmernissen und ungewissen, unruhigen Tagen dieser Zeit, ist mir dies Ihr Verhältnis zur Nation eines der quälendsten gewesen! Glauben Sie mir, es ist die Nation, die jetzt in Ungewißheit und ohne Hirten ist und die nicht weiß, ob sie ferner Ihre Stimme hören soll oder nicht. Ich quäle Sie! aber ich müßte mich nicht achten und Sie nicht lieben, wenn ich schweigen könnte⁴.» Müller antwortete in beschwörendem Tone: «Hören Sie mich geduldig an; bey Gottes ewiger Wahrheit, was ich sage, ist wahr. Mein System ist bekannt: es ist in der Vorlesung über Friedrich und 1805 in allen Recensionen ausgesprochen. Als Preußen Österreich verließ, fieng mir an, bange zu seyn: doch glaubte ich noch an den scheinbaren Enthusiasmus der Armee und daß dieser halten werde, bis sich andere regen... was geschehen ist, wissen Sie⁵.» Für Deutschland habe es keine Hoffnung mehr gegeben; einzig die Russen könnten den Franzosen noch beikommen, und die Russen wären weder großmütiger noch bescheidener als die Franzosen. In dieser Lage sei er, Müller, gegen jede gefährliche Täuschung aufgetreten, gegen falsche Gerüchte und gegen jede unsinnige Hoffnung auf Aufruhr; in der Stille, so hoffte er, könnte die Entstehung eines neuen Gemeingeistes gepflegt und damit Keime einer besseren Zukunft gepflanzt werden. Seine Gegner meinten, er hätte schweigen sollen. «Als der Vaterlandsliebendste der Propheten seinem Volk mit Thränen zurief, dem, welchem auf

⁴ *Beiträge zur Geschichte Deutschlands in den Jahren 1805—1809*, S. 48.

⁵ Müll. 224. Maurer-Constant druckte in den *Beiträgen zur Geschichte der Deutschen*, S. 49, den verstümmelten Text des Müllerschen Briefes nach, wie er in SW XVII, S. 441ff. geboten war.

eine gewisse Zeit durch die Hand der Vorsehung Asien übergeben worden sey, für die bestimmte Zeit sich zu fügen, schien den Juden patriotisch, ihn zu steinigen, aber Jerusalem wurde verbrannt. Warum schwieg er nicht? Weil der Gott in ihm zu reden gebot⁶.»

Müller wollte die Möglichkeit eines Verbleibens in preußischem Dienst um so weniger fallen lassen, als maßgebende Persönlichkeiten wie Minister Schrötter, der Freiherr vom Stein, Hufeland, der Leibarzt des Königs, Fichte und die Königin Luise für sein Verbleiben eintraten. Gerade jetzt schien eine neue, bedeutsame Aufgabe seine Mitarbeit zu fordern, die Gründung der Universität Berlin. Nachdem durch den Frieden von Tilsit (7. Juli 1807) der Zusammenbruch der preußischen Macht besiegelt und mit den Gebietsverlusten westlich der Elbe die größte unter den bisherigen Universitäten, Halle, verloren war, tauchte der Gedanke auf, die in Berlin bereits bestehenden wissenschaftlichen Institute zu einer einzigen Hochschule zu vereinigen. Müller stand unter denen, die diesen großen Plan diskutierten, in vorderster Reihe. Am 24. Juli schrieb er seinem Bruder vom Projekt, «die Landesuniversität hieher zu bringen»; zweifelnd fügte er allerdings bei: «Ob aber so liberale Ideen Platz finden oder nicht militärische Spielereien das unselige Übergewicht behalten, wer kann das wissen?» Ob der Hof schon in den Hochschulplan eingeweiht sei, schien Müller ungewiß; aber er dachte doch schon an die Möglichkeit, einen Lehrstuhl zu erhalten⁷. Am 27. Juli nahm Müller in einem Briefe an Steckling die Idee der Universitätsgründung in Berlin wieder auf und meinte, man könnte aus Preußen einen Musterstaat machen, wenn man die noch vorhandenen Hilfsquellen zur Schaffung eines «wohltätigen Centrums für Unterricht und Licht dem ganzen Nord» einsetzte — «nichts würde das kosten, wenigstens nicht mehr als ein Regiment». Die Universitätsgründung bezeichnete Müller ausdrücklich als «seine Idee»⁸.

Unterdessen war der Universitätsplan König Friedrich Wilhelm III. vorgetragen worden. Eine Gruppe von Hallenser Professoren

⁶ *Beiträge zur Gesch. der Deutschen*, S. 51. Vgl. Jeremias 25—29, 37—39.

⁷ Der Brief ist in SW VII, S. 292ff., verstümmelt abgedruckt.

⁸ SCHULZ, *Fichtes Briefwechsel* II, S. 444 und 458 (zit. SCHULZ).

suchte im August 1807 den König in Berlin auf und ersuchte ihn um Verlegung der Universität Halle nach Berlin. Die Regierung lehnte zwar diesen Weg ab, erteilte aber neben anderen Kabinettsrat Beyme, F. A. Wolf, Schleiermacher und Fichte den Auftrag, die Schaffung einer «allgemeinen Lehranstalt» in Berlin vorzubereiten. Fichte setzte sich mit ganzer Hingabe für diese Aufgabe ein, und durch ihn wurde auch Müller ins Vertrauen gezogen. Der Gedankenaustausch zwischen den beiden wurde im Zusammenhang mit der Universitätsgründung besonders rege. Fichte folgte mit großem Interesse den Ansichten Müllers über die Notwendigkeit einer geistigen Erneuerung. Beide waren sich einig darüber, daß der preußische Staat an seiner inneren Morschheit zerbrochen sei, und mit Begeisterung stellte Fichte fest, daß seine Forderung nach nationaler Erziehung von Müller vollauf unterstützt wurde. Demgegenüber schob Fichte Meinungsverschiedenheiten über das Gegenwartsgeschehen beiseite. Am 4. Mai 1807 hatte er von Kopenhagen aus seiner in Berlin zurückgebliebenen Gattin geschrieben, er beneide Müller und Humboldt nicht um die «schmachvolle Ehre», von Napoleon empfangen worden zu sein, und noch am 6. Juni erwähnte er im Tone des Tadels «Müller — Göthe und andere Rheinbündler». Aber nun lernten sich die beiden zuerst in brieflichem Gedankenaustausch und seit Fichtes Rückkehr nach Berlin im August in freundnachbarlichem Verkehr immer mehr kennen und schätzen. Fichte konnte die Zeitbedingtheit von Müllers Napoleonverehrung zur Kenntnis nehmen. «Einer ist gekommen, dem das Schwert der Zerstörung gegeben war. Er hat seine Zeit»; — schrieb Müller am 25. Juli an Fichte — «ob auch die unserige je wieder sein wird, hängt ganz von dem ab, ob und wie wir die Lektion benutzen. Wenn wir auf unsern Irrthümern beharren, so wird dies caput mortuum endlich weggeworfen und eine bessere Menschheit in andern Welttheilen oder Zeiten aufblühen. Ziehen wir aber Nutzen aus der Lehre, so wird auch das Unglück nur vorübergehend sein. Was von uns geschehen kann, durch Wort und Schrift, auf mancherlei Art, mit Sanftmuth und Strenge, um Gefühle zu wecken, um zu verhindern, daß man nicht ver-

⁹ SCHULZ II, S. 467f.

zweifle, um auf dem Wege des Bessern vorzuleuchten, das ist unsere Schuldigkeit⁹.» Die Überwindung der Mutlosigkeit und die geistige Erneuerung betrachteten Fichte und Müller als ihre Aufgabe; die Mitarbeit an der Gründung der Universität Berlin entsprach ganz ihrem Programm.

Am 5. September 1807 teilte Minister Beyme Fichte mit, er zähle bei der Universitätsgründung ganz besonders auf seinen «Rath und Beystand»; auch über Personen, «die wir zur Ausführung zu wählen haben, bitte ich um Ihr Urteil», schrieb der Minister¹⁰. Fichte machte sich sofort ans Werk; die Zusammenarbeit mit Johannes von Müller war für ihn selbstverständlich; an die Empfehlung des Ministers, die Sache «möglichst still» zu halten, glaubte Fichte seinem Freunde gegenüber nicht gebunden zu sein¹¹. Müller war schon am 11. September in der Lage, Fichtes Universi-

¹⁰ SCHULZ II, S. 480.

¹¹ MAX LENZ, *Geschichte der königlichen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin*, Halle 1910, I, S. 92f., schreibt darüber: «Einem Manne hatte sich Fichte, wie er auch Beyme eingesteht, in Berlin dennoch anvertraut, demjenigen, der, wenn irgend einer, seine persönlichen Interessen über die allgemeinen stellte, dem Sohn der Eidgenossenschaft, der sich gerade in diesem Sommer dem Staate Friedrichs gegenüber, dem er vor drei Jahren sich verpflichtet und dem er die glänzendste Stellung verdankte, als ein literarischer Reisläufer erwiesen hatte, *Johannes von Müller*.» Die Beurteilung Müllers durch Max Lenz ist eine üble, eines Historikers unwürdige Verzeichnung. Max Lenz steckte noch 1910 bei der Abfassung seiner Universitätsgeschichte ganz im Geleise der nationalistischen Geschichtsschreibung. Als Napoleon-Historiker hätte man von Lenz eine sachlichere Beurteilung von Müllers Haltung gegenüber Napoleon erwarten dürfen; Müller wird aber von ihm apostrophiert als der «Weichmütige», der sich einfangen ließ; Müllers Benehmen bezeichnet Lenz als «feige» und «verräterisch». Lenz selber schrieb 1913 bewundernd von Napoleon: «Auch auf ihn dürfen wird das Wort von dem zwiefachen Geschick des Genies anwenden, das er als Zweiundzwanzigjähriger geprägt hat: Les hommes de génie sont des météors destinés à brûler, pour éclairer leur siècle» (MAX LENZ, *Napoleon*. Monographien zur Weltgeschichte Nr. 24, 1913, S. 201).

¹² Vgl. IMMANUEL HERMANN FICHTE, *Johann Gottlieb Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel*, 1862, II, S. 412ff. Fichte, so schreibt sein Sohn, habe seinen Universitätsplan «während er ihn schrieb, stückweise» Müller unterbreitet. Müllers Kommentar ist wieder abgedruckt bei SCHULZ II, S. 481—483 und 490.

tätsplan zu begutachten¹². «Mit dem größten Vergnügen», schrieb Müller, «las ich diese Grundlage eines ganz neuen, an sich unvergleichlichen Plans. Doch es wird eine allgemeine Umschaffung des Erziehungswesens nöthig sein, auf daß genug Vorkenntnisse und Bildung mitgebracht werden, um das Höhere darauf zu gründen. Es scheint auch nöthig, das ganze Collegienwesen umzubilden. Wie könnte ein Lehrer, der 200 Zuhörer hat, auf die Entwicklung eines jeden diese Aufmerksamkeit richten, zumal wenn regulirte Stunden sind, nach deren Ablauf er die jungen Gemüther ganz andern Lehrern wieder abtreten muß.» Müller begeisterte sich vor allem für die von Fichte betonte Notwendigkeit vermehrten persönlichen Kontaktes zwischen Studenten und Professoren. Dieser fehle bei der bisherigen Praxis, nach der die Studierenden «jeden Tag zu vier bis fünf Lehrern hin taumeln». Zwei Wege können nach Müllers Meinung zum Ziele führen: «Entweder müssen zweierlei Collegia gelesen werden, am besten von dem gleichen Lehrer, in deren einem er die allgemeine Übersicht und die Literatur seiner Wissenschaft möglichst faßlich und interessant vortrage, und eines, worin er aus diesen Prämissen mit dem Schüler rasonnire. Oder es muß diese Bildungsschule wie eine zweite Universität eine ganz andere Anstalt sein und nach der ersten besucht werden.»

Müller erinnert an seine eigene Praxis; er habe in seinem Kurs über allgemeine Geschichte, den er in Genf und Bern hielt, die Zuhörer immer wieder ermuntert, mündlich und schriftlich Fragen zu stellen. Diese sokratische Manier sei geeignet, die Universität aus einer Institution der bloßen Wissensvermittlung zu einer Bildungsschule zu machen. In einem Schreiben vom 18. Oktober 1807 bemerkt Müller, Fichtes Plan sei «nicht gerade für eine Universität aus Tausenden», wohl aber für kleine Gemeinschaften, «die als Bursae zu Paris und Basel, als Nationen zu Prag, als Collegien zu Oxford existirten und existiren». Die Universität möge Spekulation sein, «die Nationalerziehung ist Regentenpflicht». Im übrigen gab Müller der Überzeugung Ausdruck, daß die Universität nach Fichtes Plan «ihre Trefflichkeit bewähren» werde, und bescheiden fügte er bei, «ich werde, wie das Evangelium sagt, nicht der Bräutigam, doch der Freund des Bräutigams sein, der seine Stimme vernimmt und derselben sich freut».

Briefliche Äußerungen zeigen, mit wie viel innerer Anteilnahme Müller sich mit dem Universitätsplan beschäftigte¹³. Müllers Gedankenaustausch mit Fichte ging aber weit über das Universitätsthema hinaus. «Beide Männer», schrieb Fichtes Sohn, «schlossen sich in fast täglichem Umgange immer vertrauter und ernster aneinander». Müller sei Fichte «an vielseitiger, gelehrter Bildung, an politischer Erfahrung und Kenntniss der Welthändel weit überlegen» gewesen¹⁴. Manche Anregungen Müllers hat Fichte in den «Reden an die deutsche Nation», die er während der Wochen dieses lebhaften Gedankenaustausches niederschrieb, verwertet. Wenn Fichte von der Sinnlosigkeit gewaltsamen Widerstandes gegen die Franzosen, von der Notwendigkeit der nationalen Erziehung und von der Verpflichtung sprach, den Bedrängten Mut und Hoffnung zu bringen, folgte er ganz Müllers Meinung¹⁵. Fichte handelte in seiner 6. Rede mit begeisterten Worten von der deutschen Stadt des Mittelalters: «Die Geschichte Deutschlands, deutscher Macht, deutscher Unternehmungen, Erfindungen, Denkmale, Geistes, ist in diesem Zeitraume lediglich die Geschichte dieser Städte. . . Auch ist dieser Zeitpunkt der einzige in der Deutschen Geschichte, in der diese Nation glänzend und ruhmvoll und mit dem Range, der ihr als Stammvolk gebührt, dasteht¹⁶.» Fichte stützte sich hier ganz auf die Schilderungen Müllers, der in seiner Schweizergeschichte die eidgenössischen Städte besungen hatte¹⁷. Müllers Gespräche mit Fichte spiegeln sich gleichsam im Briefwechsel dieser Tage, wenn er zum Beispiel am 22. September 1807 an Heeren schreibt: «Stadtgeschichten sind unentbehrlich, wenn die teutsche [Geschichte] Interesse haben soll. Sind nicht in der von Zürich und Bern Männer des Alterthums würdig? Augsburg und Nürnberg hatten auch solche; aber wer kennt sie — carent

¹³ So in Briefen an Heeren vom 26. Juli und 22. Sept. 1807, an Heinrich Zschokke vom 29. und an Hammer vom 30. September.

¹⁴ IMMANUEL FICHTE I, S. 403f.

¹⁵ JOHANN GOTTLIEB FICHTE, Reden an die deutsche Nation, Berlin 1808, S. 31ff.

¹⁶ FICHTE, Reden, S. 202.

¹⁷ SW 21, S. 125ff. und 133ff., und SW 22, S. 305.

quia vate sacro¹⁸!» Die deutsche Geschichte entbehrt ihres Propheten! Fichte war ganz dieser Meinung; nur an Müller konnte er denken, wenn er schrieb: «Unter den einzelnen und besondern Mitteln, den Deutschen Geist wieder zu heben, würde es ein sehr kräftiges seyn, wenn wir eine begeisternde Geschichte der Deutschen aus diesem Zeitraume hätten, die da National- und Volks-Buch würde... Nur müßte eine solche Geschichte nicht etwa chronikenmäßig die Thaten und Ereignisse aufzählen, sondern sie müßte uns, wunderbar ergreifend, und ohne unser eigenes Zuthun oder klares Bewußtseyn, mitten hinein versetzen in das Leben jener Zeit¹⁹.»

So war es ganz selbstverständlich, daß sich Fichte mit aller Kraft für Müllers Verbleiben in Preußen einsetzte. Existenzsorgen hatten diesen aber sofort nach der Flucht des preußischen Hofes gezwungen, nach einer neuen Stelle Umschau zu halten. Die Aussicht, durch die Vermittlung von Perthes in Hamburg eine Stelle zu finden, zerschlug sich rasch²⁰. Auch aus einer Anstellung am Weimarer Hof wurde nichts²¹. Dagegen gediehen die von Cotta in Stuttgart geführten Verhandlungen über Müllers Berufung an die Universität Tübingen so gut, daß ihr endgültiger Erfolg nur noch von Müllers Zusage abhängig war²².

Monatelang war nun Müllers Lage durch quälende Unentschlossenheit gekennzeichnet. Tübingen schien verlockend durch die

¹⁸ Müll. 230.

¹⁹ FICHTE, Reden, S. 205. Auf die engen Beziehungen Müllers zu Fichte hat zuerst XAVIER LÉON hingewiesen in seinem grundlegenden Werke *Fichte et son temps*, 2 Bde., 1922—1924, Paris; besonders II, S. 93ff.

²⁰ Es handelt sich um die Syndikusstelle, vgl. MAURER-CONSTANT, *Beiträge*, S. 39ff.

²¹ Vgl. HAUG II, S. 97, Ergänzung zu Müllers Brief an seinen Bruder vom 16. Januar 1807, SW VII, S. 257. WILLY ANDREAS weist in seinem Aufsatz *Johannes von Müller in Weimar* auf Grund des Briefwechsels Caroline Herders und Müllers auf den Versuch hin, Müller in Weimar anzustellen (*Schaffhauser Beiträge* 1952, S. 61, und K. E. HOFFMANN, Briefwechsel Johannes von Müllers mit Joh. Gottfried Herder und Karoline v. Herder geb. Flachsland 1782—1808).

²² Diese Berufungsverhandlungen sind von Willy Andreas auf Grund der amtlichen Berichte und des Cottabriefwechsels dargestellt worden (*Beiträge* 1955, S. 5—33).

Nähe der Schweiz; das ruhige Gelehrtenleben in der kleinen Universitätsstadt versprach günstige Voraussetzungen für die Vollendung des Lebenswerkes, der Schweizergeschichte, zu bieten. Der Bruder, Johann Georg, setzte sich eifrig für die Annahme der Tübinger Berufung ein. Müller aber hatte am Leben in der großen Stadt Gefallen gefunden und erschrak beim Gedanken, seinen Lebensabend im «Dorfe» Tübingen verbringen zu müssen. Er war gewöhnt, sich auf Ministerebene zu bewegen, und nun sollte er sich einem Professorenkollegium einordnen. Durch den Widerstreit der auf ihn eindringenden Zukunftsaussichten und die durch seine Haltung gegenüber Napoleon wach gewordene Kritik zermürbt, überließ sich Müller ganz seinem Vorsehungsglauben. «Und weiter lehrt am besten Corneille», schrieb er am 29. Juli 1807 an Fichte, «faîtes votre devoir et laissez faire aux Dieux²³!»

Am 28. Mai 1807 legte Müller in einem Schreiben an Minister Beyme mit geradezu entwaffnender Offenheit seine Lage dar²⁴. Er schilderte seine Begegnung mit Napoleon, die Bemühungen des württembergischen Hofes um seine Berufung und deutete an, daß die 3000 Taler, die er als Besoldung bezog, unter den gegenwärtigen Umständen vielleicht dringendere Verwendung finden könnten. Andererseits wäre er geneigt, die Stelle eines Sekretärs der Akademie zu übernehmen, die durch den Tod Merians frei geworden sei. Müller bittet den Minister um «vertrauliche» Nachricht, ob der König seiner Bitte um Entlassung entsprechen würde. «Sollten Seine Majestät mich nicht entlassen, so weiß ich, daß ich mich Höchstdemselben schuldig bin, und verehere Höchstdero Willen.» Beyme antwortete nicht. Müller redete ihn als «wohlerwiesener Freund» an; hatte er vergessen, daß in der von ihm verfaßten Denkschrift vom 2. September 1806 Beyme unter den Ministern aufgeführt war, die der König entlassen sollte? Beyme hielt seine Antipathie gegen Müller geheim, und so glaubte auch Fichte, sich an ihn wenden zu können, damit er sich für Müllers Verbleiben im preußischen Dienst einsetze.

²³ Horace II. 8. Seinem Bruder gegenüber gab er seinem Fatalismus etwas anspruchsloser Ausdruck, wenn er schrieb: «Man muß in den Tag hineinleben, das ist die wahre Philosophie», SW VI, S. 261.

²⁴ Müll. 58.

Noch von Kopenhagen aus hatte Fichte an Hufeland und Schrötter geschrieben, sie möchten sich darum bemühen, daß Müllers Rücktrittsgesuch nicht bewilligt werde; Müller bliebe gerne, «wenn es mit Ehren seyn könnte²⁵». Auch mit Delbrück, «auf den die Einflößungen gegen Müller auch einigen Eindruck gemacht zu haben scheinen», sollte Hufeland sprechen. «Es ist recht sehr sein Interesse, so wie es das von uns beiden ist, daß dieser Mann uns erhalten werde.» Als die Würfel bereits gefallen waren, schrieb Fichte am 3. Oktober an Beyme, er sei mit Müller in bezug auf den Universitätsstudienplan ganz einverstanden, und «es ist zu hoffen, daß wir beide vereinigt dem befürchteten Widerstande imponiren; wogegen ich allein wohl allzu schwach seyn würde. Ich glaube darum, daß Müller im ersten Anfang unentbehrlich ist. Auch ist er in der Freude, daß diese Sache ihm übertragen worden, mit mir einverstanden²⁶».

Müller hatte in einem Schreiben vom 1. Juni 1807 den König um seine Entlassung gebeten. Als keine Antwort eintraf, wiederholte Müller am 14. Juli sein Rücktrittsgesuch²⁷. Darauf erfuhr er von befreundeter Seite, vermutlich von Minister Schrötter und Hufeland, dem königlichen Leibarzt, daß sein Rücktrittsgesuch nicht übergeben worden sei; «die Königin finde unbegreiflich», schrieb Müller an seinen Bruder, «daß ich diesen Entschluß fassen könne; die Prinzen bedauern ihn; ich sollte, meint man, dem Staat in dieser Epoche die Schmach nicht anthun, an ihm zu verzweifeln; mein Einkommen werde immer bezahlt werden; ich soll an so viele liebende Freunde, an die gutgesinnte Regierung, an mein Leben Friedrichs, an so viele gute Seiten des preußischen Staats gedenken²⁸». Müller vertrat gegenüber seinen Freunden die Meinung, sein Rücktrittsgesuch sollte Friedrich Wilhelm III. vorgelegt werden, damit er sich vor dem König von Württemberg, der mit der Annahme seiner Berufung rechnete, rechtfertigen könne. In dieser

²⁵ SCHULZ II, S. 477f.

²⁶ SCHULZ II, S. 487f.

²⁷ SW VII, S. 293 und 299.

²⁸ SW VII, S. 298. Wir sind in bezug auf den Briefwechsel mit Schrötter und Hufeland auf Müllers Aussagen angewiesen, da jene Briefe nicht erhalten sind.

Absicht schrieb Müller ein drittes Gesuch um Entlassung, das am 5. September abging²⁹. Ohne Zweifel erwartete Müller die Nichtbewilligung seines Gesuches; nach seiner Meinung sollte die königliche Willensäußerung auch dazu dienen, seine Gegner zum Schweigen zu bringen. In einem Schreiben vom 11. September bereitete er den württembergischen Minister von Mandelsloh auf die mögliche Ablehnung der Tübinger Berufung vor³⁰. Die Nachricht aus Memel, daß Lombard zum Sekretär der Akademie ernannt worden sei, war zwar kein gutes Vorzeichen; aber Müller war ganz vom Gedanken eingenommen, am Aufbau der Berliner Universität mitzuarbeiten und in der neugegründeten Hochschule «im Centrum des Nordens» lehren zu können. Er bereitete sich darauf vor, im preussischen Dienste zu bleiben.

Da fiel am 22. September 1807 in Memel der Entscheid: In einem einzigen, trockenen Satz wurde die Genehmigung der Entlassung ausgesprochen. Das Schreiben lautete: «Seine Königliche Majestät bewilligen demselben auf dessen Vorstellung vom 5. ds. Mts. den nachgesuchten Abschied.» Gleichsam als Kommentar richtete Minister Beyme am 23. September ein Schreiben an Müller, das diesem über die Gesinnung seines vermeintlichen Freundes endlich die Augen öffnete: «Das Vertrauen, das Sie mir in Ihrer geehrten Zuschrift vom 9. d. M. beweisen, würde mir schmeicheln, wenn ich nicht aus andern Briefen, die Sie an andre geschrieben, erriethe, daß es nicht ganz aufrichtig ist. Das bedaure ich um so mehr, als, wenn es aufrichtig gewesen wäre und Sie den Rath befolgt hätten, den ich Ihnen durch Hufeland gegeben, wir Sie nicht gerade in dem Augenblick verlohren haben würden, wo Ihr unvergleichliches Genie uns recht nützlich werden konnte.» Beyme lehnte die Verantwortung für Müllers Entlassung ab und beteuerte, er wolle ihm keine Vorwürfe darüber machen, daß er am Wiederaufleben des preussischen Staates «beym Anblik des Einsturzes verzweifelte³¹». — Am 17. November äußerte sich Beyme gegenüber

²⁹ Das Original dieses Schreibens liegt im Deutschen Zentralarchiv, Abt. Merseburg.

³⁰ Dieser Brief ist abgedruckt in: *Schaffhauser Beiträge*, 39. Heft, 1963.

³¹ Müll. 58.

Fichte kurz und bündig, er bedaure Müllers Verlust, dessen einzige Ursache «seine Charakterlosigkeit» sei³².

Müller war überzeugt, von Beyme überspielt und ausgeschaltet worden zu sein³³. Nach unendlichem Zögern hatte sich Müller nun so sehr an den Gedanken geklammert, in Berlin bleiben zu können, daß er auch nach Annahme seines Rücktrittsgesuches die Hoffnung nicht aufgab, die Lage wieder aufzurichten zu können. Stein sollte jetzt der Retter sein. Müller stellte nicht ohne Grund fest, daß Beyme seine Entlassung kurz vor seinem Abgang und dem Amtsantritt Steins durchgesetzt habe. Er wandte sich nun ohne Zögern in einem Brief vom 6. Oktober an seinen alten Freund Stein und beklagte sich bei ihm über die schmachvolle Art der Entlassung — «J'ai été congédié comme un laquais; jamais un Prince a expédié ainsi un homme qui avoit quelque nom ou quelques qualités» — und sprach die Hoffnung aus, Stein könnte die Entlassung rückgängig machen³⁴. Steins Antwort vom 15. Oktober war durchaus hoffnungsvoll: «Je suis très fâché d'apprendre par Votre lettre du 6 courant, que nous perdons un savant, de l'acquisition duquel nous avions eu lieu de nous glorifier; la manière dont la chose s'est passée, m'afflige sérieusement. J'espère néanmoins, que la perte n'est pas irréparable et que les circonstances permettront dans la suite de Vous faire des propositions avantageuses pour Vous et pour les sciences. Soyez persuadé que je saisirai avec empressement la première occasion favorable à ce dessein.» Ein zweites Schreiben Steins vom 21. Oktober mußte auf Müller ernüchternd wirken. Jetzt sprach der Minister auf Grund der Akten vom «erschöpften Zustand der Cassen» und von Müllers dreimal wiederholter Erklärung, im Falle einer Verminderung seines Gehalts auf die Hälfte den Ruf nach Tübingen annehmen zu müssen. Gegen «viele Staatsdiener, die ihre Kräfte und ihre Gesundheit dem Staate aufgeopfert», sei diese Maßnahme durchgeführt worden. Immerhin deu-

³² SCHULZ II, S. 496.

³³ Beymes Verhalten ist nicht leicht zu beurteilen. Die Lage im preußischen Kabinett vor dem Eintritt Steins läßt sich am besten mit der Formel Kampf aller gegen alle kennzeichnen. Hardenberg warnte Stein vor dem «insidiösen, seichten, oberflächlichen, anmaßenden Beyme», zitiert von GERHARD RITTER, *Stein*, 3. Aufl. 1958, S. 574, Anm. 81.

tete Stein die Möglichkeit an, Müller könnte den Besoldungsausfall durch die Kollegiangelder ersetzen, die ihm nach seiner Anstellung an der zu gründenden Berliner Universität zufließen würden. Sollte Müller diese Aussicht genehm sein, so möge er sich zum Widerruf seiner Entlassung unmittelbar an den König wenden. «Ich werde meiner Seits dem Könige den Vorthail, der der Academie daraus erwachsen muß, daß ein Mann von Ewer Hochwohlgebohren ausgebreitetem Rufe dabey angestellt ist, vorstellen, und ich hoffe dadurch den doppelten Vorthail zu erreichen, der Universität einen neuen Glanz zu geben und des Vergnügens Ihres persönlichen Umgangs genießen zu können³⁵.»

Auf diesen Vorschlag ging Müller nicht ein, und nun entschloß er sich schweren Herzens zum Abschied von Berlin und zum Aufbruch nach Tübingen. «Ich erwartete, ich wünschte es nicht mehr», schrieb er an Steckling, «da kams, Gott wollte es; es wird gut seyn³⁶.»

Fichte hielt Müller die Treue auch während seines letzten Lebensabschnittes; noch nach Müllers Tod schrieb er: «Joh. v. Müller... war in der letzten Zeit seines Aufenthaltes zu Berlin — ich darf wohl sagen — mein sehr vertrauter Freund, und ich könnte am besten für ihn zeugen gegen die Misdeutungen derer, die ihn von der Sache des deutschen Vaterlandes für abgefallen hielten³⁷.»

Hufeland schrieb Müller am 24. August 1808 nach Kassel: «Das harte Schicksal der jetzigen Zeit hat uns getrennt, wie so manches, was zusammengehört. — Aber Freundschaft und Wissenschaft kennt keine politischen Grenzen, und in dieser werden wir vereint bleiben, so lange wir leben.» Müller sei immer noch der Gegenstand des Gesprächs im Schrötterschen Hause³⁸. Aus einem Briefe

³⁴ Dieser Brief Müllers ist abgedruckt in: *Schaffhauser Beiträge*, Heft 39, 1963.

³⁵ Die Originale der beiden Schreiben von Stein liegen im Zentralarchiv in Merseburg, Abschriften in der Stadtbibliothek Schaffhausen Müll. 135. Johann Georg Müller hat den Inhalt der beiden Briefe angedeutet, ohne den Verfasser zu nennen, vgl. SW VII, S. 310.

³⁶ Müll. 217.

³⁷ SCHULZ II, S. 542.

³⁸ Müll. 216/1.

Schrötters vom 10. Dezember 1807 geht hervor, daß Stein die Hoffnung auf die «einstige Rückkunft» Müllers noch nicht aufgegeben hatte. Schrötter selber allerdings glaubte nicht mehr daran und wollte auf den nun fernen Freund «das anwenden, womit man sich über einen eben gestorbenen und der unserem Herzen lieb war, zu trösten pflegt, nämlich: ihm ist wohler als uns³⁹».

³⁹ Müll. 58, Nr. 49.